

OCKE AUKES

AMERCOG SPIELT VERRÜCKT

URLAUBSKRIMI

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

PROLOG

»Nach mir wurde ein Seegebiet benannt«, tat Pieter Dukegatt mit schwerer Zunge kund und betrachtete sein leeres Schnapsglas. »Wusstest du das? Eines, das besonders stürmisch und unberechenbar ist.«

»Das erzählst du mir jetzt schon zum siebenundzwanzigsten Mal.«

Dukegatt nickte. Was Zahlen anging, mochte er seinem Freund Anton nicht widersprechen. »Dann lies mir noch einmal den Text vor.«

Antons Hände lagen auf der Theke, wo sie eine Vielzahl von Bierdeckeln verbargen, die mit Kugelschreiber vollgekritzelt waren. Er schaute sich im Lokal um, als wollte er nicht, dass jemand sah, was er machte. Mit dem Barhocker rückte er näher an Dukegatt heran und suchte aus mehreren Deckeln einige heraus, sortierte sie und hielt sie nacheinander dicht vor die Augen. Seine Brille klemmte oben auf dem Kopf, was sie meistens tat, da wusste Anton wenigstens, wo sie war. Er ließ sie auf die Nase rutschen und intonierte mit viel Pathos in der Stimme: »Suchen Sie Geborgenheit, und wollen Sie nie mehr allein sein? Naturbursche Daniel führt Sie, weiblich, zwischen fünfunddreißig und vierzig, mit sicherer Hand durch die Stürme des Lebens, immer genau an der Wasserkante entlang, und leitet Sie in den Eehafen. Telefonnummer soundso.« Er atmete ergriffen ein, in seinem Augenwinkel glitzerte es feucht.

»Das ist so ... ich weiß nicht ... so ...« Dukegatt fand nicht das richtige Wort.

»Rührend?«

»Nein, doof. Streich das ›immer genau an der Wasserkante entlang. Dann ist der Text perfekt.«

Anton tat, wie ihm befohlen, und steckte die Bierdeckel in seine Hemdtasche. »Die Telefonnummer setze ich später rein. Und denk daran, Pieter, du musst Daniels Handy klauen.«

»Weiß ich, Anton, mache ich gleich morgen.«

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv vorn: shutterstock.com/75tiks

Umschlagmotiv hinten: fotolia.com/dispicture

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Marit Obsen

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2016

ISBN 978-3-95451-781-7

Urlaubskrimi

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

»Nein, nicht morgen. Erst muss die Anzeige erscheinen, das dauert bestimmt ein paar Tage, dann klaust du das Handy.«

»Und du bist dir sicher, dass wir Daniel kein Wort darüber verraten sollen? Schließlich ist er derjenige, der heiraten soll.«

»Ganz sicher. Du weißt doch, wie er sich anstellt, wenn er einer Frau begegnet.«

Dukegatt nickte. »Ebendeshalb.«

»Keine Sorge, das klappt schon.«

»Hab Vertrauen«, sagte Dukegatt, obwohl sein Gesicht Skepsis zeigte. »Lass uns nach Hause gehen. Du, Anton ...«

»Ja?«

»Das ist eine wirklich schöne Kontaktanzeige.«

Der Meinung war Anton auch. »Was der Junge braucht, ist eine Frau.«

EINS

Die Frühjahrssonne beschien, einem Spotlight nicht unähnlich, die Auslage der kleinen Apotheke. Eine alte Dame, die, wenn sie sich entsprechend zurechtmachte, des Öfteren mit der ehemaligen niederländischen Königin Beatrix verwechselt wurde, trat zögernd ein paar Schritte an das Schaufenster heran. Sie schaute sich nach allen Seiten um, so als wollte sie prüfen, ob jemand in der Nähe war. Ein unbedarfter Beobachter hätte sich gewundert, warum sie augenscheinlich innerlich zögerte, einzutreten. Schließlich konnte man von Menschen in ihrem Alter erwarten, dass sie – sicherlich öfter, als ihnen lieb war – eine Apotheke besuchten. Auch war die alte Dame bekannt dafür, couragiert zu sein.

Die Eiserne Lady, wie sie hinter ihrem Rücken genannt wurde, hieß mit Vornamen Helena. Es gab niemanden unter den Einheimischen, dem sie unbekannt war, und dennoch mussten die meisten von ihnen genau überlegen, wenn man sie fragte, wie sie mit Nachnamen hieß. Und selbst dann kam manch einer, der Helena schon sein Leben lang kannte, nicht mehr darauf, dass er Perdok lautete.

Die Eiserne Lady Helena schaute also noch einmal nach links und rechts, sah niemanden auf der Straße, der auch sie hätte sehen können, und betrat die Apotheke.

Der Verkaufsraum erstreckte sich schmal und über mehrere Räume hinweg tief in das Gebäude hinein. Er war daher viel größer, als man von draußen vermuten konnte. Die Inneneinrichtung im vorderen Bereich entsprach dem örtlichen Stil. Die Gemeindeverwaltung von Ameroog hatte vor vielen Jahren beschlossen, Gebäudefassaden, Läden, Lokale und jede öffentliche Einrichtung, die mit Fremdenverkehr zu tun hat, im gängigen Baustil der vorletzten Jahrhundertwende zu belassen. Der insulare Denkmalschutz ging sogar so weit, entsprechende Vorgaben auch auf Neubauten anzuwenden. Die Amerooger halten sich an die Vorschrift, auch wenn sie eigentlich ein Völk-

chen sind, das gern gegen Regeln verstößt. Doch diese war nun mal sinnvoll, was man von den meisten anderen schwerlich behaupten kann. Sie bedeutete für Ameroog, im Tourismusgewerbe mit dem Prädikat »Alles wie zu Großvaters Zeiten« werben zu können. Ein Alleinstellungsmerkmal an der gesamten deutschen und niederländischen Nordseeküste, das sich Saison für Saison bezahlt machte.

Als Helena eintrat, bimmelte die alte, genau wie das Mobiliar schon historisch zu nennende Glocke an der Tür. An den Wänden standen dunkle Holzregale, vollgestellt mit Apothekengläsern und Porzellandosens mit fest schließenden Deckeln. Sie trugen Aufschriften wie: »Sapo – medic. Pulver« oder »Flamma virid – bengal. Flamme grün«, was kaum jemand versteht. Anders verhält es sich bei Beschriftungen wie »OL Ricini – Ricinusöl« und »KAL. Nitric. – Salpeter«, da weiß jeder, was das ist, oder ahnt wenigstens, dass man davon keinen Löffel voll in den Mund stecken sollte.

»Theda«, flüsterte Frau Linden im hinteren Teil der Apotheke ihrer Freundin Frau Petersen zu. Sie war Stammgast hier und hatte ein Faible für lateinische Bezeichnungen. Daher hoffte sie, dass der Inhalt des Gefäßes mit der Aufschrift »Fabae Tonco – Tonkabohnen«, das der Apotheker gerade ins Regal zurückstellte, nicht zum Zusammenmischen einer ihrer Tinkturen benutzt wurde. Immerhin waren Tonkabohnen hochgiftig – oder waren sie gerinnungshemmend? Sie würde ihren Enkel beauftragen, in diesem Internet für sie nachzusehen. »Theda, hast du das gesehen?«

»Was?« Frau Petersen, die gerade eine Familienpackung Schmerztabletten begutachtete, sah sich nach ihrer Freundin um.

»Die Eiserne Lady«, sagte Frau Linden erregt. »Sie ist hier und will etwas kaufen.«

»Magen-Darm? Soll zurzeit in Umlauf sein.«

»Nein. Schau doch mal hin. Es ist jedenfalls keine Pillenpackung.« Sie schlenderte, den Blick auf die Arzneien in den Regalen gerichtet wie auf die Waren in einem Bekleidungsgeschäft, angelegentlich in die Nähe der Eisernen Lady und kam wieder zurück. »Das ist wirklich seltsam«, erklärte sie.

»Was denn, Christine?«, fragte Frau Petersen arglos.

»Aber Theda, siehst du das denn nicht? Der Apotheker mischt extra für sie was an. Da frage ich dich: Was, um Himmels willen, macht er für sie? Sie behauptet doch immer, sie werde niemals krank.« Ihre Lippen verzogen sich geringschätzig. »Gesund wie ein Stier.«

»Vielleicht der Rinderwahn.«

Ab und an versuchte Frau Petersen, witzig zu sein, doch ihre Bemerkung traf auf eine steinerne Miene.

»Theda, ich bitte dich, das war ganz und gar unpassend. Vielleicht solltest du mal etwas näher rangehen«, forderte Frau Linden ihre Freundin auf.

»Warum?«

»Um sie zu fragen, was für eine Mixtur sie sich da anmischen lässt.«

»Geh doch selbst.«

»Ich war doch eben schon da, aber als ich dicht hinter ihr stand, hat sie sich so gedreht, dass ich keinen Blick auf den Zettel werfen konnte.«

»Sie hat ein Rezept?«, fragte Frau Petersen. Es klang, als wäre das sehr unhöflich. »Dann war sie auch beim Arzt.«

Von der Neugier ihrer Freundin angesteckt, tat sie nun doch, was diese von ihr erwartete. Sie schlenderte nach vorne in den Laden und griff betont beiläufig dicht an der Eisernen Lady vorbei nach einem Exemplar der Rentner-Bravo, dem Apothekenblatt, das sich gleich neben Helenas Zettel auf dem Verkaufstresen stapelte.

»Darf ich?«, fragte Frau Petersen der Höflichkeit halber und konnte dabei tatsächlich einen schnellen Blick auf das Objekt ihrer Begierde werfen. Sie bezahlte noch schnell ihre Schmerztabletten, wandte sich ab und ging zur Ladentür. Ihrer Freundin gab sie heimlich ein Zeichen, sie draußen zu treffen.

»Beifuß und Melisse«, raunte sie Frau Linden auf der Straße zu.

»Wie, Beifuß und Melisse?«

»Stand auf dem Zettel.«

»Mehr nicht?«

»Doch.«
 »Nun sag schon.«
 »Kann ich nicht. War in einer anderen Sprache.«
 »Ach was, die Eiserne Lady kann doch gar kein Ausländisch.«
 »Der Apotheker aber schon. Jedenfalls waren es Worte, die ich noch nie gehört habe.«
 »Latein«, vermutete Frau Linden.
 »Mag sein. Du weißt doch, dass ich mir so schwere Worte nicht merken kann.«
 »Aber Beifuß und Melisse schon.«
 »Ja, genau. Auf jeden Fall hast du recht: Es ist tatsächlich verwunderlich, dass Helena hier ist. Die alte Kräuterhexe mischt sich doch ihre Säftchen und Salben selbst.«
 »Seit wann? Warum erzählst du mir so was nicht? Und woher weißt du das? Mir erklärt Helena immer, sie wäre fit und würde keine Mixturen zur Erhaltung der Gesundheit benötigen.«
 »Beifuß und Melisse braucht sie anscheinend schon«, sagte Frau Petersen.
 »Papperlapapp. Die hat sie bestimmt in ihrem Garten.«
 »Du musst es ja wissen, du wohnst ja gleich nebenan.«
 Das stimmte nicht ganz. Frau Linden wohnte schräg gegenüber, sehr schräg sogar. Doch mit einem guten Fernglas konnte man viele Entfernungen überwinden.

»Diese grässlichen Artikel.« Frau Linden rümpfte die Nase. »Da wird einem ja ganz übel.« Sie legte die Apothekenzeitschrift aufgeschlagen neben ihre Kaffeetasse auf den Tisch und tippete angewidert auf das Foto. Gerötete Haut, versehen mit Pickeln und ekelig ausschauenden Pusteln, zierte die Seite. »Sieh nur, Theda. Allein vom Hinsehen bekomme ich schon das Jucken.«

Frau Petersen wandte sich vom Wohnzimmerfenster ab, legte das Fernglas auf die gehäkelte Tischdecke, zog das Heftchen zu sich herüber und las interessiert den Text unter dem Foto: »Freunde von Heilkräutern verwenden Ehrenpreis gegen ein leichtes Jucken. Auch Kamille und Lavendel wirken beruhigend und sind antibakteriell. Bei hartnäckigem Juckreiz jedoch empfehlen wir ...« Sie las nicht weiter, sondern schlug mit der

flachen Hand auf den Artikel. »Das ist es, Christine. Eine andere Erklärung kann es nicht geben.«

»Wofür?«

»Helenas Apothekenbesuch – Kamille und Lavendel wachsen hier in fast jedem Garten, und Ehrenpreis war sicherlich das Wort, das ich nicht entziffern konnte. Ich möchte wetten, Beifuß und Melisse helfen ebenfalls, die Symptome zu lindern. Daher die angerührte Mixtur für die Eiserne Lady.«

Keine der beiden verschwendete einen Gedanken daran, dass sie nicht einmal wussten, ob sie einen Salbentopf gesehen hatten, ein Fläschchen, oder ob die Mischung aus dem Mörser in eine Tüte gewandert war.

Frau Lindens Augen leuchteten auf. »Du meinst also ...« Wieder warf sie einen Blick auf das Zeitschriftenfoto, diesmal jedoch eher zufrieden denn angeekelt.

»Genau.«

Genüsslich schlürfte Frau Linden ihren Kaffee. »Wenn ich es mir recht überlege, hat sie sich an der Nase gekratzt.«

»Die Nase?«

»Und am Hals und am Kopf auch.«

»Vielleicht juckte ihr Schal. Du weißt, sie spinnt die Wolle selbst und verstrickt sie. Die riechen immer so streng. Die Wollschals, meine ich.«

»Die Eiserne Lady hat die Krätze«, behauptete Frau Linden, obwohl in dem Artikel von Krätze überhaupt nichts erwähnt wurde.

Zufrieden, in dieser Angelegenheit endlich eine ausreichende Antwort gefunden zu haben, gönnten die beiden sich ein zusätzliches Stückchen Kuchen.

»Wo sie die wohl herhat?«

»Na, wo fängt man sich so etwas schon ein?« Frau Linden betrachtete ihre Freundin mit hochgezogenen Brauen, so als wollte sie behaupten, Theda müsse das doch wohl am besten wissen.

»Von Männern?«

Frau Linden knallte ihre Tasse auf die Untertasse, dass es klirrte. Das Absplittern eines Stückchens Porzellan vom Teller-

rand verdarb ihr normalerweise den Tag, jetzt merkte sie davon gar nichts. »Du bist phantastisch, Theda. Auf den Gedanken wäre ich nie gekommen.«

Frau Petersen lächelte verkniffen. »Welchen Gedanken?«

Frau Linden war jetzt in ihrem Element. »Kein Wunder, dass die Eisernen Lady so heimlich getan hat. Wenn man sich mit so einer Krankheit ansteckt, hängt man das nicht an die große Glocke.«

»Christine, du machst mir Angst.«

»Keine Bange, meine Liebe. Für dich ist es nicht ansteckend.«

Aufatmend nahm Frau Petersen den letzten Schluck aus ihrer Kaffeetasse.

»Und du weißt sicherlich auch, warum?« Die Stimme ihrer Freundin hatte einen lauernden Unterton, und Frau Petersen dämmerte, was sie meinte.

»Weil ich eine anständige Frau bin?«

»So kann man es auch ausdrücken.«

Frau Linden nahm das Fernglas vom Tisch, stand auf und ging damit zum Fenster. Dort richtete sie den um achtfache Vergrößerung verstärkten Blick auf das Haus der Eisernen Lady. Die Theorie von der Krätze und dem dazugehörigen Mann wollte bewiesen werden, sonst würde ihnen die Geschichte schon in wenigen Tagen keiner mehr glauben.

»Geh doch etwas vom Fenster weg, man sieht dich ja«, bemängelte Frau Petersen.

»Eben nicht«, triumphierte Frau Linden. »Das sind ganz neue Gardinen. Der letzte Schrei. Die sind von einer Seite blickdicht.«

»Nur von einer Seite? Kaum zu glauben.«

»Habe ich zuerst auch nicht geglaubt. Aber der Dekorateur hat es mir vorgemacht. Er hat mitten im Laden den Stoffballen ausgerollt, die Tüllgardine vor sich gehalten und gefragt: ›Sehen Sie mich?‹ – ›Ja‹, hab ich gesagt, und er sagte: ›Ich Sie aber nicht.« Frau Linden strich zärtlich über ihre neue Fensterbekleidung. »Wunderbar. Ich stand nur knapp einen Meter von ihm entfernt, und er hat mich nicht gesehen. Da hab ich sie sofort gekauft.«

Sie reichte Frau Petersen das Fernglas. »Hier, du bist dran. Trau dich, du kannst ganz nah rangehen.«

Helena Perdok konnte sich denken, was ihr Besuch in der Apotheke bei den Klatschweibern ausgelöst hatte. Wäre sie sich darüber im Klaren gewesen, dass die beiden im hinteren Bereich lungerten, sie hätte ihren Einkauf auf den nächsten Tag verschoben. Doch sei's drum, sollten sie eben reden. Sie ging die Einkaufsstraße entlang, deren einzige Reklame der Läden darin bestand, dass über den Geschäftseingangstüren kunstvolle Metallschilder hingen, die auf die einzelnen Gewerke hinwiesen. Unter einem Schwertfisch, der an Ösen hängend leicht im Wind hin- und herpendelte, blieb sie stehen. Das Quietschen war geradezu ohrenbetäubend. Sie betrat den Laden, um die Eigentümerin darauf hinzuweisen, dass das mit ein paar Tropfen Öl zu beheben sei.

Sie wartete, bis die Fischverkäuferin im Hinterzimmer verschwand und mit einer Sprühflasche WD-40 und einer Trittleiter zurückkam. Unter Helenas Aufsicht wurde das störende Geräusch beseitigt, und sie kaufte ein Kilo Granat. Die Krabben waren absolut frisch, was sie noch im Laden überprüfte, indem sie eines der Tierchen flink aus seiner Schale pulte.

Als sie in ihre Straße einbog, konnte sie an deren Ende schon ihr Haus mit dem seit Kurzem verwildernden Garten sehen. Ein ungewohnter Anblick, denn noch im vergangenen Jahr hatte sie großen Wert auf einen gestutzten Rasen und gepflegte Blumenrabatten gelegt. Zeitschriften mit Berichten über verwilderte Gärten und deren Vorteile im biologischen Sinn hatten sie eines Besseren belehrt. Seither erfüllte der Anblick ihrer kleinen Wildnis sie immer wieder aufs Neue mit einer Freude, die ihre Nachbarn leider Gottes nicht teilten. Sie hielten ihre Gartenbepflanzung für Gestrüpp. Unkraut, dessen Saat vom Wind in die ach so gepflegten Nachbargärten getragen wurde. Unverschämt.

Jetzt sah der Garten kahl aus. Wie vom Ratgeber empfohlen, hatte sie im vergangenen Herbst mehr Sträucher, Büsche und Hecken als sonst heruntergestutzt, was den Pflanzen kaum schadete und dem Haus mehr Licht brachte.

Als sie am Haus von Christine Linden vorbeiging, wunderte sie sich nur kurz, dass deren Freundin Theda Petersen mit dem Fernglas in der Hand so dicht hinter der Gardine stand, dass sie jeder sehen konnte. Schon wenige Schritte später waren Theda und Christine vergessen. Helena hatte über Wichtigeres nachzudenken als über die Indiskretion mancher Personen.

Zu Hause in ihrer Küche goss sie einen Kaffeelöffel der vom Apotheker frisch zusammengestellten Kräutermischung zur Stärkung des Körpers mit heißem Wasser auf. Sie ließ den Tee eine Minute ziehen, und nachdem sie in aller Ruhe den Becher leer getrunken hatte, fühlte sie sich topfit. Das musste sie auch. Sie plante eine Aktion und brauchte dafür jede Menge Energie. Ihr Leben lang hatte sie sich für öffentliche Belange engagiert und sammelte Geld für mildtätige Zwecke. Es war erst wenige Wochen her, dass aufgrund ihrer Initiative eine Orgel für die Kirche hatte angeschafft werden können. Doch sie musste zugeben, dass ihr das Engagement inzwischen mehr Kraft abverlangte als noch vor wenigen Jahren.

Während Helena noch überlegte, welcher Art die neue Aktion sein musste, um zum gewünschten Ergebnis zu führen, betrat ihr Ehemann Tilo die Küche. Er brachte ihr die Ostfriesenzeitung von heute Morgen, die Helena nahm und auf dem Küchentisch ausbreitete, um darauf die Krabben auszuschütten. Leise vor sich hin pfeifend ließ sie die ersten Granatleiber aufs Papier gleiten, als ihr Blick auf eine Anzeige fiel. Sie unterbrach den Krabbenfluss und rief aufgeregt: »Tilo, hör mal, was hier steht!«

»Hm?«, antwortete Tilo. Er war kein Mann vieler Worte.

»Da ist ein Bericht in der Zeitung. Setz dich hin.«

Tilo schwieg, während sie las. Auf das, was er dachte, legte sie sowieso keinen Wert.

»Protest gegen Emsvertiefung«, las sie laut. »Das muss eine Aktion dieser neuen Organisation sein. Du weißt schon, die,

von der Gerti erzählt hat. Eine Gruppe enthusiastischer Menschen, die Umweltsünder anprangern.«

Tilo hatte nur ein weiteres lang gezogenes »Hmmm« dazu beizusteuern.

»Ich möchte allzu gern wissen, was die Umweltministerin dazu zu sagen hat.«

Tilo kommentierte Helenas Worte mit einem weiteren »Hm«, um wenigstens so zu tun, als zeigte er Interesse.

»Ich wette, eine ganz große Demonstration könnte ihr ordentlich einheizen.«

Tilo horchte auf. Seine Frau plante etwas, da musste er sicherlich wieder arbeiten.

»Nun sag doch mal was.«

»Demonstration?«

»Ja. Gegen die Emsvertiefung vor Ameroog.«

»Hm.«

»Hm? Stimmt. Du hast recht. Ist schon etwas länger her, dass ich eine Demo organisiert habe. Aber vielleicht sollte ich es trotzdem durchziehen?«

Schweigen.

»Wir Insulaner müssen etwas unternehmen, sonst machen die mit unserer Natur, was sie wollen.«

»Hm.«

»Das dürfen wir uns nicht gefallen lassen.«

»Hm.«

»Hier stecken ja sonst alle den Kopf in den Sand. Der Stadtrat verschläft die Angelegenheit und wundert sich später, dass er keine Einwände mehr erheben kann.« Sie schaute ihn auffordernd an. »Tilo, nun sag schon, was, denkst du, soll ich tun?«

Er gönnte ihr zwei Worte: »Krabben pulen.«

»Ach, Tilo. Das ist wichtig.«

»Hm.« Hungrig betrachtete er die Krabben, die noch aus dem Panzer geschält werden mussten. »Gib dem Mann endlich etwas zu essen«, würde manch einer jetzt sagen, denn Tilo konnte man das Ave-Maria durch die Rippen blasen, obwohl er viel, gut und gerne aß. Sein Brustkorb war eng, die Schultern

spitz und die Hüften knochig. Der Mann hatte kein Gramm Fett am Leib.

»Hol schon mal das Schwarzbrot und die Mayonnaise«, beauftragte ihn Helena gnädig.

Zu seinem Leidwesen las sie dann aber zuerst noch einmal aufmerksam den Zeitungsbericht, ehe sie sich wieder den Krabben zuwandte und die Meerestierchen mit flinken Fingern aus ihren Panzern schälte.

Als sie ein kleines Schälchen beisammenhatte, wischte sie sich die Finger an einem nassen Lappen sauber und fischte eine Scheibe Brot aus der Tüte. Sie verrührte die Krabben mit einem großen Klecks Mayonnaise, häufte alles auf das Brot und schob es ihm hin.

Tilo aß sein Brot und beobachtete ihre flinken Handbewegungen. Die Krabben waren perfekt, denn sie flogen geradezu aus der Schale, was sie nicht tun würden, wenn die Tierchen zu lange gekocht oder zu alt wären. Helenas beachtlicher Busen wogte beim Krabbenpulver bedrohlich auf und ab, wie immer, wenn sie aufgeregt war.

Als ihr Atem flacher ging und ihr Busen kaum noch wogte, wusste er, sie hatte eine Entscheidung getroffen, was diese Ems-Dingsbums-Demo betraf. Er seufzte innerlich und hoffte, in ihren Augen als Demonstrant unbrauchbar zu sein. Er verspürte keine Lust, sich schon wieder für eines ihrer sozialen Projekte einspannen zu lassen. Sie hatte doch gerade erst der Kirche zu einer Orgel verholfen. Vermutlich langweilte sie sich bereits wieder und suchte neue Herausforderungen. Immer musste sie etwas unternehmen. Eine Eigenschaft, wegen der er sich vor über dreißig Jahren in sie verliebt hatte. Zugegeben nicht nur, denn damals hatte sie weniger adelig, dafür aber sehr entzückend ausgesehen. Heute waren nicht mehr die strahlenden dunklen Augen das Beherrschende an ihr, sondern die Art, wie sie ihn befahligte.

Tilo kniff kauend die Augen ein wenig zusammen, um seine Helena in Ehrfurcht zu betrachten. In ihrem brokatenen Kleid, im Moment von einer von zart geklöppelter Spitze gesäumten Schürze bedeckt, der schimmernden Perlenkette und ihrer

aus der Stirn nach hinten gekämmten weißgrauen Haarpracht wirkte sie sogar auf ihn wie eine echte Monarchin.

»Ich hasse es, wenn du mich so ansiehst«, fuhr sie ihn an.

Er verschluckte sich, hustete, und sie sprang auf, um seine Rettung einzuleiten. »Du bringst mich um«, keuchte er unter ihren hilfreichen Schulterschlägen, die ihm fast die Knochen brachen.

»Bring mich nicht auf dumme Gedanken«, sagte sie.

ZWEI

Man glaubt es kaum, aber in vielen Dingen des Lebens ist Lady Helena flink wie eine kleine Windhose, die über den Strand huscht, alles an sich reißt und wenige Meter weiter demoliert wieder ausspuckt. Nachdem in ihr der Plan gereift war, eine Demonstration zu organisieren, trat sie flugs dem in der Ostfriesenzeitung genannten Emdener Verein »Nicht mit uns« bei, dessen erklärtes Ziel es war, das Ausbaggern der Ems zu verhindern. Die geplante ständige Vertiefung der Fahrrinne sollte Schiffen mit größerem Tiefgang das Passieren ermöglichen. Ein Eingriff in die Natur, von dem die Gegner befürchteten, dass er ein schnelleres Durchfließen der Gezeiten nach sich ziehen würde. Und schnell fließendes Wasser kann vieles mit sich reißen. Ein Abrutschen des Inselsockels lag im Bereich des Möglichen. Das könnte mit dem Verlust des Strandes auf der Seeseite und der Salzwiesen auf der Wattseite einhergehen, was wiederum die Gefahr vergrößern würde, bei der nächsten Sturmflut Düne um Düne an das Meer zu verlieren. Helena und ihre Mitstreiter bangten um Ameroog. Vor ihrem inneren Auge sah die Eiserne Lady schon das Wasser an der Schwelle ihrer Haustür stehen.

Als Gegenargument führten die Verfechter der Emsvertiefung gern an, man könne den hochgesaugten Schlick doch einfach vor dem Strand ablegen. Das klang zwar logisch, war aber dennoch inakzeptabel. Dieser schwarze lebende Schlamm würde Tag für Tag durch die Flut auf den weißen Strand gespült werden. Sehr unansehnlich, und an den Gestank, wenn Tausende von Kleinstlebewesen, die im Meeresboden leben, an der Luft verreckten und verwesten, mochte sie gar nicht denken.

Nun, Helena hatte beschlossen, nicht tatenlos zuzusehen. Mit Verbänden und Vereinen kannte sie sich aus, und die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass die wenigsten Menschen sich um Ehrenämter rissen. Wenn es bei Vereinssitzungen darum ging, Arbeit zu verteilen, starrten die meisten ihre Schuhe an und

versuchten, sich unsichtbar zu machen. Ein Vorstandsposten bedeutete viel Mühe, wenig Anerkennung und jede Menge Ärger.

Helena war bereit, dies auf sich zu nehmen. So gelang es ihr innerhalb kürzester Zeit, den Verein und andere Organisationen mit ähnlichen Zielen von der Notwendigkeit einer Demonstration zu überzeugen. Eine Massenkundgebung sollte es werden, die die Welt wachrütteln würde. Mit nie gesehenen Ausmaßen.

Wenn Helena nämlich eines hatte, dann war es Ehrgeiz. Sie legte sich mächtig ins Zeug, und was wenige Monate zuvor noch als keimender Protestfunke durch ihre Gedanken gehuscht war, lag bei Saisonbeginn als vollständig ausgearbeiteter Plan vor ihr auf dem Schreibtisch. Alle Vereine und Verbände, auf dem Festland wie auf der Insel Ameroog und den Nachbarinseln, würden miteinander gegen die Emsvertiefung kämpfen. Frei nach dem Motto: Gemeinsam sind wir stark.

Tilo war da anderer Meinung. Er vertraute den verantwortlichen Ämtern und Behörden, die zusicherten, umweltschonend zu arbeiten, und nicht müde wurden zu beteuern, dass den Anwohnern der Ems im Allgemeinen und den Ameroogern im Besonderen nichts geschehen würde, was die Lebensqualität verschlechtern könnte. Er hielt sich so weit wie möglich aus allem raus. Seiner Meinung nach war eine Demonstration vollkommen nutzlos. Wenn Helena ihn gefragt hätte, was die Behörden tatsächlich beeindruckte, hätte er geantwortet: »Die Baggerschiffe entern, kapern und versenken.« Doch Helena fragte nicht, und er hielt den Mund, denn niemals hätte er seinen Worten Taten folgen lassen und die Hand gegen irgendjemanden erhoben. Er konnte sich ja kaum gegen Helena zur Wehr setzen, obwohl in seinen Adern noch Reste von Piratenblut flossen.

Es war einer dieser Frühlingstage, an denen man hoffte, der Winter wäre endlich vorbei. Da Helena heute glücklicherweise andere Leute für ihre Zwecke einspannte, nutzte Tilo die Gelegenheit und verbrachte den Tag mit seinem Freund Fietje,

wohl wissend, dass er von Helena bald wieder an die Kandare genommen werden würde.

Fietje war Junggeselle und ein »Schmerlappe«. Seine Kleidung würde Tilos Ehefrau aus Scham nicht einmal mehr in die Kleidersammlung geben, doch Fietje juckte das nicht. Er war kein Mensch, der sich Gedanken machte, ob es andere unangenehm berührte, wenn er dieselbe Unterwäsche mehrere Tage nacheinander trug. Aber er sprach gern gestelzt und oft in der dritten Person. Seit Tilo in Rente war, saßen er und Fietje gern auf einer Holzbank auf dem Deich, schauten aufs Wasser und schwiegen.

»Ihn peinigt ein Gedanke«, unterbrach Fietje die Stille. »Seine Helena hat ganz schön was vor.«

Fietje trug einen Gesichtsausdruck, als habe er sein Leben lang noch keinen selbstständigen Gedanken zustande gebracht. Er verfügte über jahrzehntelange Praxis, Fremde von seiner Einfältigkeit zu überzeugen. Seiner Erfahrung nach machte es das Leben um vieles leichter. Sein erstes Opfer hatte er in der zweiten Klasse in Gestalt einer neuen Lehrerin gefunden. Sie war naiv genug gewesen, seine Mitarbeit in der Klasse aufgrund einer augenscheinlichen geistigen Behinderung einige Monate lang wohlwollend und unfair den anderen gegenüber zu bewerten, ehe sie ihm auf die Schliche kam.

»Lehrer sind ein weltfremdes Völkchen und brauchen in allem etwas länger«, betonte Fietje gern, wenn er die Geschichte erzählte.

So hielten ihn alle, die ihn nicht näher kannten, für einen armen Tropf, der zwei und zwei schwer zusammenzählen konnte.

Die beiden Männer wirkten wie Brüder. Ihre Körperstatur war fast identisch. Auch Fietje hing das Hemd an seinen Knochen wie an einem Kleiderbügel.

»Hmm«, antwortete Tilo.

»Muss er da mitmachen?« Eine rhetorische Frage. Fietje kannte sowohl Helena als auch die Antwort. Als Tilos Freund war er selbst oft genug in den zweifelhaften Genuss ihrer Aufmerksamkeit gelangt. Er konnte ihr im Gegensatz zu Tilo jedoch entwischen.

»Hmm.«

Eine Möwe flog vorbei, in der Ferne sah man die ersten Segelschiffe in diesem Jahr ihre Bahnen ziehen, ein Fischkutter war auf dem Rückweg in seinen Heimathafen, die Fangnetze hatte er eingezogen.

»Würdest du mir helfen?«, fragte Tilo.

Fietje nickte besonnen. »Das mache ich.«

Beiden Männern war klar, dass damit mehr als nur die Hilfe bei der Vorbereitung von Helenas Demonstration gemeint war.

Die Gelegenheit war günstig. Tilos Befreiung, über die sie so oft gesprochen hatten und die bisher reine Theorie geblieben war, konnte in die Praxis umgesetzt werden.

»Echt?«

»Kein Weg ist lang mit einem Freund an der Seite. Wann geht's los?«

»Bald.«

»Alles fauler Zauber, meine Liebe«, sagte Frau Linden und spitzte die faltigen Lippen. »Die Frau ist die Pest. Das sagen auch meine Cousine und deren Freundin.«

»Ach, ich weiß nicht.«

»Doch, doch. Sie plant etwas Schlimmes, glaube mir. Warum sonst, frage ich dich, ist sie in diesen Verein eingetreten? Damit sie die Macht hat. Ich habe recht, denn längst hat sie alle Ämter an sich gerissen.«

»Wohl wahr. Dabei ist Helena bereits Mitte siebzig. Ich weiß gar nicht, warum sie sich das noch antut.«

»Auch das kann ich dir sagen, Theda. Man erzählt sich, sie käme sonst ins Gefängnis.«

»Die Eiserne Lady, ins Gefängnis? Niemals! Sie gilt als Stütze der Gesellschaft. Denk an die vielen Ehrenämter, die sie hat, und die sozialen Projekte, die sie unterstützt. Und vergiss nicht die schöne neue Kirchenorgel.«

»Bei der Beschaffung der Gelder soll es nicht mit rechten Dingen zugegangen sein.«

Frau Petersen wandte sich vom Fenster ab, stellte das Fernglas auf den Kaffeetisch und nahm in einem tiefen Sessel Platz. Sie hatte genug davon, Helenas Haus zu beobachten. Christines Verdacht, die Eiserne Lady habe sich durch eine Affäre die Krätze geholt, hatte sich nicht bestätigt. Kein Fremder hatte das Haus in der letzten Zeit betreten. Trotzdem musste sie noch immer jeden Nachmittag hier auf ihrem Beobachtungsposten hocken. Nur weil Christine vor vielen Wochen in der Apotheke skeptisch geworden war. Mein Gott, die Eiserne Lady konnte ja auch mal ganz normal krank werden!

»Erinnere dich nur mal an vergangenes Jahr. Wo, frage ich dich, hat sie das Geld hergenommen, um der Kirche eine Orgel zu spendieren? Zuvor hatte sie den Leuten über Monate hinweg nicht annähernd genug aus dem Kreuz geleiert, um auch nur eine einzige Pfeife auszutauschen.«

Frau Petersen biss ein Stück von ihrem Keks ab, so brauchte sie Frau Linden nicht zu antworten. Zugegeben, das mit der Orgel war schon seltsam. Es war eine sehr schöne Orgel. Ihre vielen Pfeifen glänzten wunderbar im Kerzenlicht, die weißen und schwarzen Tasten sahen aus wie aus Elfenbein und Ebenholz gefertigt, und sie hatte einen Klang, dass einem ganz glücklich zumute wurde. Sie musste ein Vermögen gekostet haben. Woher kam das Geld? Und eine noch entscheidendere Frage war: Wenn es denn wirklich ihr eigenes, ehrlich verdientes Geld war, wie Helena behauptete, warum hatte die Eiserne Lady es dann nicht in die Erhaltung ihres Hauses gesteckt? Da musste dringend mal Hand angelegt werden, was mit einem Eimer Farbe allein allerdings kaum mehr getan war. »Ich glaube kaum, das die Eiserne Lady etwas Kriminelles ...«

»Die tut nur so unschuldig, das habe ich dir schon oft gesagt. Lauter faule Äpfel, sage ich dir. Denk an ihre Enkeltochter und die Geschichte auf dem Friedhof.«

Die wurde aufgebauscht, da war sich Frau Petersen sicher. Sie glaubte davon nur die Hälfte. Das junge Mädchen, Inka, hatte sich auf dem Friedhof mit ihrem Freund getroffen und war vom Pfarrer und der alten Peters beim Knutschen erwischt worden. Das war schon alles. Zuerst hatte es zwar geheißt, sie

sei vor Frau Peters und aller Toten Augen mit einem verheirateten Familienvater auf Tuchfühlung gegangen. Der angebliche Ehebrecher hatte sich dann aber bald als minderjähriger Sohn des Mannes, Inkas Mitschüler, entpuppt.

Frau Petersen aß den Rest des Kekses und spülte ihn mit Kaffee hinunter. Sie musste sich ein anderes Gesprächsthema einfallen lassen, damit ihre Freundin nicht weiter auf deren Steckenpferd, der Eisernen Lady, davongaloppierte.

»Hast du schon gehört? Anneliese hat einen Kurgast, der hat in den Urlaub ein weißes Laken mitgebracht.«

»Und was soll daran komisch sein? Meine Laken sind auch alle weiß.«

»Aber dieses ist mit riesengroßen Buchstaben beschrieben, und es ist viel zu lang. Anneliese sagt, es sind gleich mehrere aneinandergenäht.«

»Buchstaben?«

»Nein, Laken.«

»Und was steht drauf?«

»Das konnte Anneliese nicht entziffern.«

»Die war in der Schule schon keine Leuchte.«

»Sie kann lesen, nur fand sie keine Gelegenheit, um das Laken auszurollen. Du kennst doch ihre Gästezimmer.«

»Ja, die sind viel zu klein. Hatte der Gast auch Stöcke dabei?«

»Keine Ahnung. Warum sollte er?«

»Laken und Stöcke, dazu fällt mir etwas ein.«